

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

Ivana Jeissing  
*Unsichtbar*

*Roman*

Diogenes

Umschlagillustration:  
Almut Heise, ›Sushi Bar‹, 2004/05  
Copyright © Stiftung Frieder Burda,  
Baden-Baden  
Foto: Frank Kleinbach, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2007  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
100/07/52/1  
ISBN 978 3 257 06565 7

Wenn du ganz unten bist, bist du auf dem Weg nach oben«, lese ich auf einem Plakat, das im Schaufenster des alten Odeon-Kinos hängt, und überlege, wie tief ganz unten ist und ob der verdächtig kurze Satz zu einem Film gehört, der die Antwort kennt oder mich nur verführen soll. Um mich dann allein zu lassen. Mit meinen Erwartungen.

Unter dem Satz steht ein junger Mann in einem Feld und blickt mir angestrengt ins Gesicht. Der Wind hat sein braunes Haar zerzaust und zerrt an seinem dunkelblauen Anzug. Bläst durch die schmal geschnittenen Hosen und die elegant taillierte Jacke. Ich überlege, ob ich jemals einen Mann mit Anzug in einem Feld gesehen habe, und frage mich, warum er in seiner rechten Hand einen kleinen Lederkoffer trägt, während die andere pfeilgerade nach oben zeigt.

Lederkoffer üben seit meiner Kindheit eine seltsame Faszination auf mich aus, und die Tatsache, daß die darin verborgenen Utensilien so wichtig

sind, daß sie zu ständigen Begleitern werden, näherte schon früh meine unerfüllte Sehnsucht nach Bedeutsamkeit.

Daran hat sich auch fast dreißig Jahre später nichts geändert. Ich sehe einen Koffer und denke nicht an eine romantische Reise mit Peter in die Karibik, sondern an den aussichtslosen Kampf gegen den ausgebeulten kalbsledernen Arztkoffer meiner Eltern! Im Gegensatz zu mir befand der sich nämlich immer in ihrer Nähe und wurde von ihnen so oft in den Arm genommen, daß er an einigen Stellen ganz schwarz und speckig war. Ich dagegen hatte keine einzige speckige und schwarze Stelle an meinem Körper, und unter meiner Haut verbargen sich auch keine wichtigen medizinischen Instrumente, die dazu dienten, das Innere des Menschen zu erkunden. Für mich war das Innere meines acht Jahre alten Körpers genauso geheimnisvoll wie der entlegenste Stern des Himmels und der Koffer meines Vaters ein beneidetes Wunder. Ein Geheimnisträger. Der Urkoffer aller Koffer. Koffer Adam sozusagen.

Und es dauerte viele Jahre, bis ich einen Koffer traf, der Adam das Wasser reichen konnte. Er hatte ein Zahlenschloß und eine Handschelle am Tragegriff, an der mein späterer Ehemann Peter hing.

Peter und George, so nannte ich seinen ledernen

Weggefährten, waren genauso unzertrennlich wie meine Eltern und Adam. Doch dieses Mal siegte ich, obwohl George sehr oft zwischen uns lag und auch mit auf Hochzeitsreise kam. Oder um es mit den Worten einer verstorbenen Prinzessin zu sagen:

»In our marriage there were always three of us!«

Natürlich war George auch anwesend, als ich Peter, der wieder einmal Sonntagvormittag in seinem Büro zu tun gehabt hatte, nachmittags im Hyde Park traf.

»Wir werden nach Berlin ziehen!« begrüßte er mich mit leuchtenden Augen. »Stell dir vor, sie wollen, daß ich die Rechtsanwaltskanzlei Taylor, Barnett and Frame in Berlin aufbaue! Ich! Dr. Peter Frame! Freust du dich?!« sagte er und strahlte mit dem auf Hochglanz polierten George um die Wette.

Ich bohrte mit meinem Regenschirm ein Loch in den Hyde Park, habe Peters obersten Dufflecoatknopf angelächelt und »Natürlich freue ich mich« gesagt, während ich »Warum sollte ich mich darüber freuen?« gedacht habe. Wir waren kaum ein halbes Jahr verheiratet, und ich hatte mich gerade an mein neues Leben gewöhnt. Hatte gerade unser kleines Haus umgebaut und eingerichtet, und vor ein paar Wochen war es mir gelungen, meinen er-

sten Design-Auftrag an Land zu ziehen. Warum sollte ich ausgerechnet jetzt nach Berlin gehen?

»Komm! Das müssen wir feiern!« fand Peter, und dann gingen wir in den Pub. Tranken Bier. Und aßen Fish 'n' Chips.

Er hatte unsere gemeinsame Zukunft bis ins kleinste Detail geplant und auf einen Bierdeckel skizziert, und bevor er ein zweites Bier bestellte, legte er seine Hand auf meine Schulter und stellte erleichtert fest, daß ich als Kreative ja so gut wie überall arbeiten konnte, und verteilte mehrere Bierdeckel auf dem Tisch, ganz euphorisch, so eine praktische Frau zu haben.

Ich beschloß, Peter nicht zu erzählen, daß ich seit Wochen vergeblich auf eine zündende Idee wartete.

»Beautyface« war eine Weltneuheit, die in einem Jahr den Beauty-Markt revolutionieren sollte, und schon in einer Woche war mein »Beautyface«-Verpackungs-Präsentationstermin.

»Unsere Maske unterscheidet sich von herkömmlichen Schönheitsmasken dadurch, daß man, schon während man die Maske trägt, schöner wird. Theoretisch könnte Frau die ›Beautyface‹-Maske immer tragen«, hatte der Erfinder von »Beautyface« bei unserem ersten Gespräch gesagt, und der Produkt-Assistent ergänzte zynisch lächelnd, daß

es vermutlich besser wäre, manche Frauen würden gar nicht mehr ohne ihr »Beautyface«-Masken-Gesicht aus dem Haus gehen. Dann erinnerten sie sich an meine Anwesenheit und beteuerten, daß ich davon natürlich ausgenommen sei. Ich würde auch so ganz passabel aussehen und müßte die Maske nur ganz selten und nur ganz kurz tragen. Ja. Und dann durfte ich gehen.

Ich machte mich sofort an die Arbeit und stieß während einer Internet-Recherche, die eine kreative Übersprunghandlung in Gang setzen sollte, auf Kihachiro Onitsuka, der in den 50ern die ersten Basketballschuhe mit Saugnäpfen erfunden hatte. Die Idee dazu kam ihm, als er den Tintenfisch-Gurkensalat seiner Mutter aß. Genial! Das war's! So würde auch ich zu meiner »Beautyface«-Idee kommen.

Aber irgendwie ließ der gewünschte Erfolg auf sich warten, und abgemagert und total gestreßt sah ich mittlerweile in jedem Essen ein Gesicht. Auch die Fish 'n' Chips, die vor mir auf einem roten Teller lagen, hatten eines. Einfach widerlich. Diese Augen aus Kartoffelscheiben! Und die verdrehte Nase aus Fisch! Von dem Ketchup-Mund ganz zu schweigen.

»Geht ganz gut voran«, sagte ich und nahm einen großen Schluck Guinness.

»Na siehst du«, lobte mich Peter und hob mit seinem Zeigefinger mein Kinn so in die Höhe, daß ich in seine Augen sehen mußte. »Ich wußte immer, daß du die Beste bist!«

An diesem Abend hatten wir den ersten Streit unserer kurzen Ehe, und das perfekte Bild, das Peter bis dahin von mir gehabt hatte, bekam den ersten Riß.

Es war auch wirklich zu naiv von mir zu glauben, daß der richtige Zeitpunkt für ein Gespräch über meine Zukunft vor dem Einschlafen sein könnte. Als ich Peter im Dunkeln gestand, daß ich nicht sicher sei, ob ich nach Berlin gehen möchte, sprang er wie von der Tarantel gebissen aus dem Bett und schrie, ob ich von allen guten Geistern verlassen wäre. Und daß er das alles doch überhaupt nur für mich mache. Und daß ich, wie im übrigen alle Frauen, undankbar sei. Dann rannte er versehentlich gegen die Kommode und verließ humpelnd und nicht ohne noch einmal zu betonen, wie sehr er sich in mir getäuscht habe, unser Schlafzimmer.

Peter verbrachte die Nacht auf dem Sofa, und noch bevor ich aufgestanden war, verschwand er still und leise, um vom Flughafen London-Heathrow mit der »Sieben-Uhr-Maschine« nach Berlin-Tegel zu fliegen.

Nicht einmal das vollautomatische »See you Friday« kam über seine Lippen, als er mit George das Haus verließ.

Drei Tage später stand ich ohne Idee, dafür aber schweißgebadet vor dem »Beautyface«-Management und war meinen Job schneller los, als mein Gesicht Zeit hatte, sich entsprechend zu verändern. Kleinlaut und wie in Trance landete ich danach irgendwie in Joeys Pub, und während ich das erste gesichtslose Steak seit Wochen in mich hineinstopfte, gab ich eine Annonce im Immobilien-*teil der Times* auf.

Schon wenige Wochen später gehörte unser Häuschen einer Familie mit zwei kleinen Kindern und einem fetten Meerschwein, und als Peter mich am Flughafen Berlin-Tegel in die Arme nahm, sagte er: »Darling, vergiß London! Hier warten die wirklich wichtigen Herausforderungen auf uns! Ich hab dir eine Bulette mitgebracht!«

Worauf wartet der junge Mann in diesem riesigen grünen Meer aus Gras, das so groß ist, daß es den Horizont berührt?

Ich werde es nicht erfahren, denn zwei Gründe sprechen gegen diesen Film:

- a) der alberne kurze Satz
- b) Das ganze Plakat macht mich mißtrauisch,

weil es mich nicht nur an Koffer, sondern auch an meine Zeit in England und die nie enden wollenden Sonntagsspaziergänge meiner Eltern erinnert.

Je länger ich es ansehe, um so schwerer werden meine Beine. Bleischwer. Viel zu schwer für die Asphaltdecke unter mir, und ich habe das Gefühl, gleich einzubrechen und zu verschwinden. Nur mein Kopf ist noch zu sehen. Wie peinlich! Der alles lähmende Wahnsinn meiner Eltern, die querfeldein laufen. Ich hinterher. 1497 Schritte. 1498 Schritte. 1499 Schritte. Tot umfallen wäre eine Lösung. 1500 Schritte. Einfach verschwinden. Sinnlos. Ziellos. Und kein Ende.

Während meine Freundinnen sich im Kino oder im Schwimmbad treffen. Im Jugendclub tanzen und sich verlieben. Ihre ersten Zigaretten rauchen. Geküßt werden. Sex haben. Laufe ich durch Wiesen, Felder und Gestrüpp und frage mich, warum. Warum muß ich, Jane Terry, einziges Kind von Simon und Anna Terry, all diese sinnlosen Schritte tun, die mich am Ende des Tages doch nur wieder dorthin bringen, wo ich am Anfang des Tages losgegangen bin?

Ich habe oft darüber nachgedacht, warum ausgerechnet diese beiden Menschen sich getroffen haben, um sich zu verlieben und mich bei einem ihrer Liebesakte zu produzieren. Und es ist ganz ein-

fach, bei diesem Gedanken den Verstand zu verlieren, wenn ich überlege, wie viele andere Möglichkeiten es gegeben hätte.

Meine Eltern trafen sich im letzten Semester ihres Medizinstudiums bei einem von ihrer Universität organisierten Wandermarathon mit dem Arbeitsthema »Der Nasenflügel unter Einfluß extremer Schrittfolgen« und waren von diesem Tag an unzertrennlich.

Nach dem Studium heirateten sie, kauften sich in einem Londoner Vorort ein kleines Haus und eröffneten eine Praxis für kranke Häuse, Nasen und Ohren.

Und dann kam ich. Überraschend, weil einen Monat zu früh, rutschte ich an einem späten Montag nachmittag im Mai einfach aus dem Bauch meiner Mutter und, wie es Sturzgeburten so an sich haben, fiel ich ins Leere und knallte auf den frisch gebohnerten Linoleumboden der keimfreien Arztpraxis meiner Eltern.

Meine Mutter war gerade damit beschäftigt gewesen, dem alten Mr. Cox, der unter einem quälenden Tinnitus litt, zu erklären, wie man durch das Zuhalten beider Nasenlöcher einen Druckausgleich im Ohr erreichen konnte, als sie das kurze, heftige Ziehen einer winzigen Austreibungswehe verspürte und gerade noch zu Boden gehen konnte, bevor

ich das Licht der Welt oder besser gesagt das grelle Neonlicht der Praxis meiner Eltern erblickte.

Mr. Cox begriff im ersten Moment gar nicht, daß das Zu-Boden-Gehen meiner Mutter nichts mit seinem Tinnitus zu tun hatte, und war von dem dargebotenen körperlichen Einsatz höchst beeindruckt, als er mich klein und verschmiert auf dem Boden entdeckte.

»Dr. Terry! Was machen Sie da unten?« fragte er und trat einen Schritt zurück.

»Das sehen Sie doch, Mr. Cox! Ich bekomme ein Kind!« antwortete meine Mutter mit gepreßter Stimme, während sie mich mit einer Hand an beiden Beinen hochhielt und mir mit der anderen einen Klaps auf den Po gab, um auf diese durchaus umstrittene Art und Weise den ersten Schrei meines Lebens und meine Atmung in Gang zu setzen.

»Was kann ich tun?« fragte Mr. Cox, während er einen Schritt zur Tür machte, denn seine Frage war rein rhetorischer Art. Eigentlich wollte er »Ich muß jetzt sofort gehen!« sagen. Er hatte mit seinem Tinnitus schon genug Ärger und dachte gar nicht daran, sich auch noch mit meiner Geburt auseinanderzusetzen.

»Die Nabelschnur! ... Durchtrennen!« keuchte meine Mutter und zeigte auf die Glasvitrine, in der ein Skalpell lag.

»Durchkämmen ...?« stammelte Mr. Cox und schloß seine Augen, denn das, was er sah, überstieg bei weitem das für einen kinderlosen Junggesellen erträgliche Maß. Er spürte, wie Tränen der Verzweiflung in ihm hochstiegen, denn zusätzlich zu seinem Tinnitus war er auch noch schwerhörig, und er schämte sich und kam sich so unendlich blöd vor, weil er keinen Kamm hatte und auch nicht wußte, wozu man Babys gleich nach der Geburt kämmen mußte.

Das Tinnitus-Geräusch in seinem Kopf wurde immer lauter und pfiff und dröhnte wie ein Schnellzug, der durch einen Tunnel rast, und der leichte Schwindel wurde ein mächtiges Drehen und zwang den alten Mann auf die Knie. Durch seine dicken Brillengläser starrte er auf mich kleines, brüllendes, verschmiertes Wesen, das immer noch mit dem Kopf nach unten am ausgestreckten Arm seiner Mutter hing, und als er die Nabelschnur entdeckte, die unter dem orangekarierten Kleid meiner Mutter hervorkam und wie ein Springseil zwischen uns baumelte, hatte Mr. Cox zum allerersten Mal in seinem Leben das Verlangen, sofort sterben zu wollen.